

DER ‚ACKERMANN AUS BÖHMEN‘ UND ‚TKADLEČEK‘

Ihr Verhältnis in neuer Sicht¹

Von Walter Schamschula

Zu lange war die Stimme der Slawistik bei dem Vergleich der Texte des Ackermann (A) und Tkadleček (Tk) nicht zu hören, obwohl in dieser interdisziplinären Fragestellung nur aus der Zusammenarbeit über die Fachgrenze hinweg Ergebnisse erzielt werden können. Seit Generationen war die Germanistik darauf angewiesen, ohne Hilfe der Slawistik die so wichtige Frage der Genesis sowohl des A als auch des Tk zu klären und dabei auch die Arbeit zu leisten, die kompetenzhalber nur die Slawistik leisten kann, nämlich die Interpretation des Tk².

Worum handelt es sich? Das Streitgespräch zwischen dem Ackermann und dem Tod, um 1400 geschrieben, ist auch vielen mit der älteren Germanistik nicht sonderlich Vertrauten bekannt als eines der in seiner emotionalen Tiefe und Suggestivkraft faszinierendsten und dabei rätselhaftesten deutschen Sprachkunstwerke der älteren Zeit. Nur einige kompetente Äußerungen mögen genügen, um die Stellung des Streitgesprächs in der deutschen Literatur zu kennzeichnen: Gervinus nannte den A „das vollkommenste Stück Prosa in unserer ältern Literatur“³. Konrad Burdach urteilt, der Dialog sei ein „Kunstwerk eines schöpferischen Meisters der deutschen Sprache, das in der deutschen Literatur nicht seinesgleichen hat“⁴. Schließlich zitiere ich noch Reinhold Schneider, der in seinem Nachwort zur Insel-Ausgabe des A sagt: „Es liegt eine Verheißung über dem Streitgespräch mit dem Tod, die erst nach hundertzwanzig Jahren von Martin Luther mit umfassender Wirkung eingelöst worden ist. Und es ruht gewiß ein Segen darin, daß die erste große Dichtung in Neuhochdeutsch aus dem tiefen Schmerz, dem Mut zur rückhaltlosen Frage, aus tiefer religiöser Erschütterung hervorgebrochen ist. Hier ist kein Wort vertan, und wenn unsere Sprache genesen soll von der Abstraktionsucht, die sie seit Jahrhunderten bedroht, so wären der Acker von Saaz als geistiger Ort,

¹ Der vorliegende Aufsatz deckt sich weitgehend mit meiner am 16. Februar 1982 in Bamberg gehaltenen Antrittsvorlesung. Zum gleichen Thema, jedoch mit etwas veränderter Blickrichtung und ausführlicherer Dokumentation soll demnächst in der Zeitschrift für slavische Philologie ein Aufsatz erscheinen.

² Eine Ausnahme bildet Ulbrich, Rolf: Der altschechische „Tkadleček“ und die anderen „Weber“. Waldenserliteratur in Böhmen um 1400. Berlin 1980. Hierauf soll in BohZ noch gesondert eingegangen werden.

³ Gervinus, Georg Gottfried: Geschichte der deutschen Dichtung. Bd. 2. Leipzig 1853, S. 222.

⁴ Vom Mittelalter zur Reformation. Bd. 3/1, 1917, S. XII.

die harte Arbeit auf diesem Acker die beste Hilfe. Ein großer Dichter also und ein großer Auftrag, ein Vorbote, der schon Meister war, und doch haben wir nur dies eine Werk in problematischer Textüberlieferung und ein paar Nachrichten und Briefe, die Willy Krogmann nach langer Forscherarbeit uns mitteilt ⁵.

Der Ackermann, das wissen wir nicht nur von Ernst Robert Curtius ⁶, sondern auch aus dem Werk selbst, ist eine Schreibermetapher: „Ich bins genant ein ackerman, von vogelwat (d. i. Vogelkleid, Feder — d. Verf.) ist mein pflug, und wone in behemer lande ⁷.“ Aber er ist nicht nur ein Schreiber in einem moderneren Sinn, sondern auch ein Mann von tiefer philosophischer und literarischer Bildung, der den Tod anklagt, ihm im Kindbett seine Frau Margaretha entrissen zu haben. In 32 Repliken entspinnt sich ein Dialog zwischen dem Ackermann und dem Tod, eine Mischung aus massiver Beschimpfung und gelehrter Argumentation, wo jeder der beiden Teile dialektisch über das Ziel hinausschießt: Der Ackermann wünscht den Tod aus der Welt, lehnt sich gegen ihn auf und anerkennt nicht dessen von Gott eingesetzte Macht. Der Tod gebärdet sich selbtherrlich, verunglimpft die Menschenrasse als Gewürm, geschlechtliche Liebe als verderbliche Wollust und muß sich vom Ackermann sagen lassen, daß der Mensch nach dem Bilde Gottes geschaffen sei und daß alle Kreatur in Gott ihren Ursprung habe: „Solten alle irdische ding so böse, snöde und untüchtig sein, als ir sprechet, so müsten sie von Gote untüchtig sein geschaffen und gewürket ⁸.“ Im 33. Kapitel — die Zahl ist geheiligt durch die Lebensjahre Christi auf Erden, daher Symbol — erscheint Gott als der Richter und weist beide in ihre Schranken, billigt dem Ackermann aber zu, wacker gestritten zu haben. In einem abschließenden 34. Kapitel betet der Ackermann mit vielen Zitaten aus dem „Buch der Liebkosungen“, den pseudoaugustinischen „Soliloquia anime ad deum“, die Johann von Neumarkt ins Neuhochdeutsche übersetzt hatte ⁹, einem der ersten Dokumente des Frühhumanismus in Böhmen, für das Seelehneil seiner verstorbenen Frau Margaretha.

Der A ist somit ein Beispiel eines mittelalterlichen Disputs: These und Antithese werden im Sinne der aristotelischen Dialektik miteinander konfrontiert und zu einer Synthese geführt: dem Richterspruch Gottes. Von großer Bedeutung ist in dem ganzen Werk die Symbolik, angefangen mit dem Schreibersymbol des Ackermanns, dem den Acker bestellenden Pflüger und Sämann, und in diesem Symbol ist schon viel von der Lebensbejahung des frühen Humanismus enthalten, der unter Karl IV. in Prag eine Heimstatt hatte. (Johann von Neumarkt, der Kanzler des Reiches und Schöpfer des Prager Kanzleideutsch, stand in regem Gedankenaustausch mit Petrarca und Cola di Rienzo.) Dem Pflüger und Sämann steht der

⁵ Der Ackermann und der Tod. Ein Streitgespräch von Johannes von Tepl. Ins Neuhochdeutsche übertragen von Willy Krogmann. Mit einem Nachwort von Reinhold Schneider. Frankfurt/M. 1957, S. 58.

⁶ Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter. Bern 1948, S. 304 ff.

⁷ Johannes von Tepl. Der ackerman. Hrsg. von Willy Krogmann. Wiesbaden 1964, S. 102 (Deutsche Klassiker des Mittelalters NF 1). Die folgenden A-Zitate beziehen sich auf diese Ausgabe.

⁸ E b e n d a 135.

⁹ Vgl. K r o g m a n n s Kommentar 216—220.

Schnitter Tod gegenüber, der Sensenmann, ganz ein Vertreter des lebensfeindlichen asketischen Denkens, dessen beständiges *memento mori* dem vorwärtsstrebenden Menschegeist seine Kraft benehmen will. Die lange Tradition von Streitgesprächen zwischen dem Menschen und dem Tod, die das Mittelalter durchzieht, kulminiert so in einem beinahe faustischen, wenn auch noch nicht ganz emanzipierten, so doch die Emanzipation des menschlichen Geistes ankündigenden Aufbruch, einer Rebellion — nicht gegen die göttliche Ordnung, sondern gegen die lebensfeindliche Auslegung der Offenbarung.

Über die Gestalt des A-Dichters besitzen wir einige Kenntnis. Wir wissen inzwischen, daß Johannes von Schüttwa (von Šitboř), Johannes von Tepl und Johannes von Saaz eine Person sind. In Schüttwa im westböhmisches Grenzgebiet wurde er ca. 1350 geboren, im Stift Tepl erzogen, in Saaz war er bis 1411 Stadtschreiber, Protonotar und Schulrektor. 1411 ging er als Stadtschreiber nach Prag, wo er 1414 verstorben sein dürfte. Wir besitzen sogar ein Porträt von ihm, nämlich ein Stifterbild zu dem von ihm für die Kirche St. Niklas in Eger gestifteten Hieronymus-Offizium¹⁰.

Das größte Problem, das der Ackermann-Philologie gestellt ist, ist die im Zitat von Reinhold Schneider angedeutete Tatsache, daß der Urtext nicht erhalten ist, ja daß die 16 Handschriften und 17 ersten Drucke mindestens 50 Jahre jünger sind als das Original und sich voneinander z. T. erheblich unterscheiden. Zu den ältesten und daher für die Quellenkritik relevantesten Texten gehören die beiden Bamberger Erstdrucke, die bei Albrecht Pfister 1460 und 1463 erschienen sind. In Bamberg, dem nach Mainz zweiten Druck- und Verlagsort der Welt, war die A-Ausgabe das erste in deutscher Sprache veröffentlichte Buch. In dem einzigen uns erhaltenen Exemplar der Erstauflage, das sich in der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel befindet, fehlen die fünf ihm beigegebenen Holzschnitte. Auch der Text ist unvollständig. Besser ist der Erhaltungszustand der Ausgabe von 1463, von der wir mehrere Exemplare besitzen¹¹.

Nach den letzten Drucken der Mitte des 16. Jahrhunderts geriet das Werk vollkommen in Vergessenheit, bis es von Gottsched in Wolfenbüttel entdeckt wurde, der sich von der Pfisterschen Ausgabe eine Abschrift anfertigte, auf der Friedrich Heinrich von der Hagen 1824 seine erste, unkritische, Ausgabe begründete.

Noch im selben Jahr geschah etwas sehr Wichtiges: der unermüdliche tschechische Philologe Václav Hanka, heute berühmt und berüchtigt vor allem wegen seiner Fälschungen alttschechischer Handschriften (der Königinhofener und der Grünberger Handschrift), edierte ein unbestreitbar echtes alttschechisches Streitgespräch zwischen einem Weber (Tkadlec) und der Verkörperung des Unglücks, ein anonymes und unbetiteltes Prosamanuskript, das er Tkadleček betitelte, da das Unglück den Weber oft herabsetzend mit dem Diminutiv versieht. Freilich ist die Situation im

¹⁰ Ebenda 34—37. — Blaschka, Anton: Das Hieronymus-Offizium des Ackermannsdichters. In: Heimat und Volk. Forschungsbeiträge zur sudetendeutschen Geschichte. Festschrift für W. Wostry. Brünn 1937, S. 107 ff.

¹¹ Näheres über die Überlieferung bei Krogmann 55—80 sowie in der Ausgabe von Jungbluth, Günther: Johannes von Saaz. Der Ackermann aus Böhmen. Bd. 1, S. 31—33.

Tk einigermaßen von der des A unterschieden: nicht der Tod der geliebten Frau wird dem Tod zum Vorwurf gemacht, sondern die Untreue der Geliebten Adlička (d. i. Adelheid), die einen anderen geheiratet hat, dem Unglück (alttschechisch *neštěstie*). Dennoch finden sich im Tk so auffällige Textparallelen zum A, daß Hanka geradezu darüber stolpern mußte. Diese Parallelen beschäftigen uns (Germanisten und Slawisten) noch heute. Sie sind zwar im Laufe von über 1 1/2 Jahrhunderten etwas erklärbarer geworden, von einer endgültigen Lösung kann man aber noch nicht sprechen.

Zunächst sollte ich etwas beim Tk verweilen: Es handelt sich um ein durchaus respektables Prosawerk, das aber weder absolut — im internationalen Rahmen —, noch relativ — bezogen auf die tschechische Literatur des Mittelalters — eine ähnlich prominente Stellung hat wie der A. (Es gibt freilich auch tschechische Stimmen, die ihn über den Ackermann stellen, zu unrecht¹².) Beim Verhältnis des Tk zum A ist nicht zu übersehen, daß weder die Situation, die weniger an die Grundfesten der menschlichen Existenz rührt, noch die Bearbeitung einen ähnlichen kosmischen Schauer hervorzurufen vermag, wie er von dem Gespräch des verzweifelt aufbegehrenden Menschen mit dem zynischen und eiskalt seine Macht ausspielenden Tod ausgeht. Den 33 Repliken des A entsprechen beim Tk 16 überdimensional ausgeweitete Kapitel, die eher Traktate genannt werden könnten als Repliken. Das letzte Kapitel erstreckt sich in der kritischen Ausgabe von Šimek und Hrubý (1923) auf über 24 Seiten. Daß uns hier die belebende Wirkung eines Dialogs nicht mehr erreichen kann, liegt auf der Hand. Dennoch zeichnet sich der Tk durch ein hohes Maß an Rhetorik aus, und er nutzt die Mittel der auf der Antike aufbauenden Anleitungen zur Eloquenz so aus, daß sie noch heute ihre Wirkung tun. Er setzt die Techniken der geschmückten Rede, des *ornatus facilis* und *ornatus difficilis* ganz bewußt ein. Dies tut der Tk-Dichter noch intensiver als der A-Dichter. Besonders dem rhetorischen Mittel der *amplificatio*, der Ausweitung von Aussagen durch Synonymenhäufung, Wiederholung von gleichwertigen und gleichrangigen Bildern, ist es zuzuschreiben, daß der Tk in 16 Kapiteln viel umfangreicher ist als der A in 34 Kapiteln. Zudem wissen wir nicht, ob der Tk, der uns in 2 Hss. vorliegt, wirklich mit dem 16. Kapitel beendet ist, das etwas unvermittelt mit einem Vortrag des Unglücks und ohne Auftritt des Weltenrichters, also ohne Richterspruch und versöhnende Synthese, endet.

¹² Hrubý, Hynek / Šimek, František in ihrer Ausgabe: *Tkadleček* (Sbírka pramenův ku poznání literárního života v Čechách, na Moravě a v Slezsku [Sammlung von Quellen zur Kenntnis des literarischen Lebens in Böhmen, Mähren und Schlesien]. Reihe 1. Nr. 2. Prag 1923, S. XXX: „Eine andere Frage ist, welchen Eindruck der heutige Leser von beiden Kompositionen erhält. Und da muß man anerkennen, daß der Tk trotz seiner angeführten Gesprächigkeit lebendiger, inniger und ergreifender ist, während die Kürze des Ackermann uns größtenteils kalt läßt. So verläßt das Unglück im Tk insgesamt nicht die Grenzen seiner ‚Würde‘, während der Tod im A zur Wahrung seiner Macht auch grobe, harte und geschmacklose Argumente im ganzen gnadenlos und unerbittlich verwendet.“ Vielleicht ist dieser Unterschied in der Beurteilung dadurch bedingt, daß wir heute als Zeugen eines nachexpressionistischen Zeitalters zu dem, was von den Tk-Herausgebern als grob, hart und geschmacklos bezeichnet wird, einen leichteren Zugang haben.

Soviel zunächst zum Tk. Seit 1824 also wird ein enger genetischer Zusammenhang zwischen ihm und dem A gesehen, und seit 1824 fehlt es nicht an phantasievollen Versuchen, dieses rätselhafte Verhältnis aufzuhellen. Im Sinne des wiedererwachten tschechischen Nationalbewußtseins, dessen Exponent Hanka war, stellte dieser zunächst die These von einer Abhängigkeit des A vom Tk auf, die widerspruchslos auch von dem sonst sehr unvoreingenommenen Begründer der Slawistik, Josef Dobrovský, angenommen wurde. Erst die kritische Ausgabe des A von Johann Knieschek 1877 wies auf der Grundlage von Datierung und Textanalysen nach, daß dem A die Priorität gebührt, denn der Tk ist aller Wahrscheinlichkeit nach 1409 entstanden, der A dagegen 1400. Freilich: es zeigte sich immer wieder, daß trotz dieser unbestreitbaren Priorität des A viele Stellen des Tk sich überzeugender lesen als die entsprechenden des A, ja der Tk ist für die Texterklärung des A unentbehrlich geworden, und es schien festzustehen, daß der Tk der Urschrift dem A nähergestanden haben muß als alle uns erhaltenen A-Texte. Damit wurde der Tk ein notwendiges Hilfsmittel der A-Philologie, das angesichts der Schwierigkeit, Altschwechisch zu lesen¹³, nur wenigen Germanisten zur Verfügung stand. Die meisten von ihnen waren auf die wenigen Passagen angewiesen, die sich bei Knieschek (1877), Krogmann (1946), Jungbluth (1969) und Hrubý (1971)¹⁴ übersetzt finden.

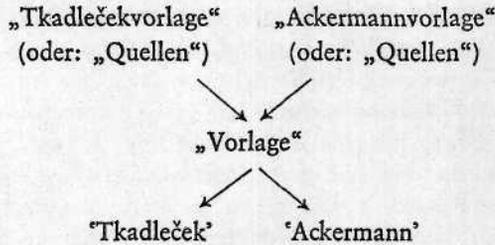
Das rätselhafte Wechselverhältnis: einerseits offenkundige Priorität des A, andererseits größere Nähe zum Original, besserer Erhaltungszustand beim Tk, ließ die Phantasie der Philologen nicht ruhen. 1961 veröffentlichte Karel Doskočil in *Sborník historický* (8) wichtiges neues Material und knüpfte daran die inzwischen widerlegte Theorie, daß Johannes von Tepl, der aller Wahrscheinlichkeit nach dreisprachig war (Latein, Deutsch, Tschechisch), nicht nur den A verfaßte, sondern auch den Tk. Diese Theorie wird jeder zurückweisen, der beide Texte unbefangen nebeneinander liest. Sie sind zu unterschiedlich in ihrer stilistischen Konzeption. Und noch eines: Beim A ist die A-Todes-Allegorese ganz konsequent durchgeführt, beim Tk erkennen wir sehr vordergründig, daß der Dichter statt mit der Weber-Fortuna-Allegorese oft mit der Allegorese des A arbeitet. Dieses Mißgeschick wäre Johannes von Tepl nie unterlaufen.

Die nächste exzentrische These vertrat der tschechische Germanist Antonín Hrubý 1971 in einer sonst sehr verdienstvollen Studie: Er glaubte, nicht nur im Tk die Spuren einer Ackermann-Todes-Allegorese erkannt zu haben, sondern auch im A die Residuen einer Weber-Fortuna-Allegorese. Dies führte ihn zu der Konzeption einer Quellenkreuzung, der Annahme eines Ur-Ackermann und eines Ur-Tkadleček, die wechselseitig die erhaltenen Fassungen des A und des Tk beeinflussen haben sollen¹⁵.

¹³ Der Tk gehört unter den altschwechischen Texten zu den besonders schwierigen. Eine Übersetzung ins Deutsche gehört zu den Desideraten der deutschen Slawistik.

¹⁴ H r u b ý, Antonín: *Der ‚Ackermann‘ und seine Vorlage*. München 1971 (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 35).

¹⁵ Vgl. H r u b ý 63.



Dieser Auffassung hat schon Hellmut Rosenfeld in einer Fußnote widersprochen, ohne die auf der Hand liegenden Gründe anzuführen¹⁶. Was Hrubý als „Residuen einer Weberthematik“ im A bezeichnet, löst sich bei näherer Betrachtung in Nichts auf. Es sind nur zwei Stellen im A: „Ga! ga! ga! snatert die gans, lamb! lamb! spricht der wolf, man predige was man welle. Solch fadenricht spinnest auch du¹⁷.“ Hrubý räumt selbst ein, daß es sich hier um eine „tote“ Metapher handeln könne. Er läßt unerwähnt, daß es sich gar nicht um eine Weber-Metapher, sondern um eine Spinner-Metapher handelt, und das ist ein himmelweiter Unterschied. Was das nächste Beispiel betrifft, „In deiner werkstat sahen wir dich ein edel gewand von regenbogen würgen; darein wurden engel, vogel, tier, fische und allerlei gestalt — da was auch die eule und der affe — in wefels weise getragen“¹⁸, so unterschlägt uns Hrubý den Zusammenhang, aus dem es genommen ist. Es gehört in eine Reihe von 14 Bildern, die nur z. T. erklärt werden konnten. Ihr gemeinsamer Tenor ist, daß der Tod den A gleichsam als den Adam, den Menschen, anspricht und mit ihm durch die Geschichte schreitet, der Kläger also entpersönlicht wird. Das 18. Kapitel, das dieses Zitat enthält, gehört zu den dunkelsten und am meisten kommentierten und läßt viele Fragen offen. Das von Hrubý benutzte Zitat konnte nicht identifiziert werden. Man könnte an ein Werk entweder der bildenden Kunst oder der Dichtung denken. Die Eule als Symbol der Weisheit steht dem Affen als Symbol der Torheit gegenüber. Was der A-Dichter konkret meint, werden wir vielleicht nie erfahren. Daß es sich nicht um einen einfachen Reflex einer Webermetaphorik handelt, auf der man eine so weitreichende Theorie aufbauen kann, scheint jedoch gewiß. Im übrigen fehlt diese Stelle im Tk.

Als neueste Theorie, die nur mittelbar etwas zum A-Tk-Problem beitragen will, kommt die des Berliner Slawisten Rolf Ulbrich hinzu, der glaubt nachweisen zu können, daß der Tk und damit auch der A in verschlüsselter Form waldensisches Gedankengut enthalten. Das Waldensertum war ja, besonders in Südböhmen, aber auch in Saaz, vielleicht auch in Königgrätz, wo sich das Geschehen des Tk abspielt, verbreitet. Die Beweisführung Ulbrichs ist jedoch so unzusammenhängend, daß Rosenfeld keine Mühe hatte, sie zu widerlegen¹⁹. Damit ist das Thema freilich

¹⁶ Johannes de Sitboř, der Tkadleček und die beiden Ackermannfassungen von 1370 und 1401. Die Welt der Slaven 25, NF 4/1 (1981) 113 f.

¹⁷ Krogmann (Hrsg.) 122.

¹⁸ Ebenda 118.

¹⁹ Der altschlesische Tkadleček in neuer Sicht. Ackermann-Vorlage, Waldenserallégorie oder höfische Dichtung. Die Welt der Slaven 25, NF 4/2 (1981) 357—378.

noch nicht vom Tisch. Es müßte nur anders angegangen werden, um überhaupt zu einer Klärung — positiver oder negativer Art — geführt zu werden.

Ich erwähne das Buch Ulbrichs vor allem, weil Rosenfeld, teils von ihm, teils von eigenen fast 50jährigen Studien ausgehend, seine eigene Konzeption entwarf, die als die neueste der germanistischen Forschung bezeichnet werden kann. Rosenfeld gehört zu den neben Burdach, Hammerich, Krogmann und Jungbluth um den Ackermann hochverdienten Forschern, deren Stimme gehört werden sollte.

Ehe ich mich seiner und schließlich meiner Theorie zuwende, muß ich noch eine wichtige Tatsache erwähnen: 1933 erschien ein Aufsatz, der manchen Ackermann-Philologen hart getroffen haben muß, ja manchem mag eine Welt zusammengebrochen sein. Konrad Josef Heilig veröffentlichte einen Widmungsbrief, den er in Freiburg gefunden hatte, einen Brief des A-Dichters Johannes von Tepl an seinen Tepler Jugendfreund Peter Rothirsch in Prag. Johannes schickte diesen Brief zusammen mit dem Ackermann-Büchlein: „cum libello ackerman de novo dictato“²⁰.

Bis 1933 hatte man es für unbestreitbar angesehen, daß Johannes von Tepl, selbst in seinem Innersten getroffen von dem Schicksalsschlag des Todes seiner Frau, zur Feder griff, um sich den Schmerz von der Seele zu schreiben. Gustav Pirchan stellt nun auf der Grundlage dieses Briefes fest: „Vergebens wähnt man in dem Schreiben die Stimme einer Seele vernehmen zu müssen, in der noch die Erregung nachzittert, mit der sie kurz vorher Welt und Weltschöpfer wider den freisamen Mörder aller Menschen, wider den falschen Richter im Reiche des Herrn zur Rache aufgerufen hatte; doch derjenige, der in der Widmung in heiterer Selbstgefälligkeit auf sein Erzeugnis zurückblickt, ist — so wird man bald gewahr — nicht der um sein verlorenes Lieb wehklagende Orpheus, nicht der bis zur Gottheit emporstürmende und dort Klarheit fordernde Prometheus, es ist auch nicht der Dichtergenius, der all diesen wilden Herzensaufruhr innerlich gestaltet, ihn in seiner Seele demutvoll gläubig überwunden hat. Der Mann, der in dem Widmungsschreiben spricht, scheint doch nur ein in Freundes- und Schülerkreisen geschätzter und umworbener Stilkünstler zu sein, der die Bitte des Jugendgenossen um irgendwelche neue Früchte vom ‚Acker seiner ergötzlichen Beredsamkeit‘ rasch und freudig erfüllt, es ist ein Rhetor lateinischer Zunge, der allerdings diesmal mit seiner Ährenlese, mit einem in einer ungelenten Sprache roh und derb gereihten Wortgefüge den Gefährten zu enttäuschen fürchtet“²¹. Hier die Stelle, auf die sich Pirchan bezieht: „Somit überreiche ich Euch dieses ungepflegte und bäuerische, aus deutschem Geschwätz zusammengestoppelte Machwerk, das eben vom Ambos kommt. In ihm wird jedoch wegen des übernommenen großen Gegenstandes ein Angriff auf des Todes unvermeidliches Schicksal dargestellt, darin der Redekunst Wesentlichkeiten zum Ausdruck kommen. Hier wird ein langer Gegenstand gekürzt, hier ein kurzer gedehnt; hierin sind der Dinge, ja sogar bisweilen eines und

²⁰ Heilig, Konrad Josef: Die lateinische Widmung des Ackermanns aus Böhmen. *MÖIG* 47 (1933) 414—426. — Ders.: *Der Ackermann aus Böhmen des Johannes von Tepl und seine Zeit*. Hrsg. von Ernst Schwarz. Darmstadt 1968, S. 130—147.

²¹ Pirchan, Gustav: *Rhetor et poeta*. *ZSG* 2 (1938) 218—229. — Schwarz (Hrsg.) 387—402; das Zitat auf S. 387 f.

desselben Dinges, Lob und Tadel enthalten. Hier findet sich gestutzter Satzbau, Ausdruck in der Schwebel, Mehrdeutigkeit zusammen mit Sinnleichheit. Hier strömen Satzstücke, Satzglieder, Satzgefüge in neuem Stile. Hier spielen sie, bald an einer Stelle verweilend, bald in gereihtem Fortschreiten. Bilderrede tut ihren Dienst, Ansprache greift an und besänftigt, Ironie lächelt, Wort- und Satzschmuck waltet zusammen mit Redefiguren ihres Amtes. Auch viele ändern und sozusagen alle, ob auch ungepflegten, Zutaten der Rednerkunst, die in unserer beugungslosen Sprache möglich sind, kommen hier zur Wirkung, die der aufmerksame Leser finden wird . . . ²²“

Wie viele andere Ackermann-Philologen hat Pirchan den Erlebnisgehalt des A zu retten gesucht, indem er, Goethe zitierend, sagte, ein Dichter solle nicht sein eigener Ausleger sein, er habe also nur von einem, dem handwerklichen Aspekt seiner Dichtung gesprochen, das viel Wichtigere aber unerwähnt gelassen. Von vielen Seiten war der Ackermann so stark mit realen Geschehnissen in Zusammenhang gebracht worden, daß es schwer fiel zu glauben, der Dichter spreche nicht aus tiefstem Erleben, da er den Tod anklagt und herausfordert. Dennoch: Für die Wirkung und Qualität ist es letzten Endes unerheblich, welche Realität er durch die Kraft seiner Worte heraufbeschwört, eine des unmittelbaren Erlebens, oder eine gedachte, in ihrer Form überzeugende und deshalb nachvollziehbare. Wer den Erlebnisgehalt so sehr mit der ästhetischen Wirkung eines Werks verknüpft, wie dies in vielen Fällen geschehen ist, hat sich von den literaturwissenschaftlichen Prinzipien des Positivismus noch nicht weit entfernt und nicht verstanden, daß die Erlebnisgrundlage eines Wortkunstwerks nur sekundär etwas über seine ästhetische Struktur aussagt. Entscheidend ist in jedem Falle die schöpferische Potenz, die uns das Ereignis glauben macht.

Von Bedeutung kann der Erlebnisgehalt — soweit feststellbar — nur sein, wenn es darum geht, die Entstehungsgeschichte des Werks zu beleuchten. Aber hier bieten die uns erhaltenen Lebensdaten des Autors herzlich wenig ²³. Wir wissen nur, daß Johannes von Tepl eine Frau Clara als Witwe hinterließ. Daß er mit ihr in zweiter Ehe vermählt war, kann man annehmen, es ist jedoch keineswegs gesichert, daß er in erster Ehe tatsächlich mit Margaretha verheiratet war, von der wir nur aus dem A wissen, und daß sie unter den dort geschilderten Umständen 1400 starb. Es geht nicht an, das Streitgespräch, das ja ein Sprachkunstwerk sein will und ist, aufgrund der sehr vagen erhaltenen Lebensfakten als biographische Quelle zu benutzen.

Daß der Widmungsbrief fast ausschließlich von der Komposition des A spricht, von einem gestellten Thema (In eo tamen per preassumptum grosse materie . . . ²⁴) und nicht von einem Entstehen des Werks zur eigenen Tröstung, sondern zur Tröstung des Freundes (me hortatur et cogit, vestri memoria consolari . . . ²⁵) und

²² Der Ackermann aus Böhmen. Ein Streit- und Trostgespräch vom Tode. Hrsg. von Felix Genzmer. Stuttgart 1961, S. 53 f.

²³ Krogmann hat im Vorwort zu seiner Ausgabe (Wiesbaden 1964) alle überlieferten Lebensfakten zusammengestellt.

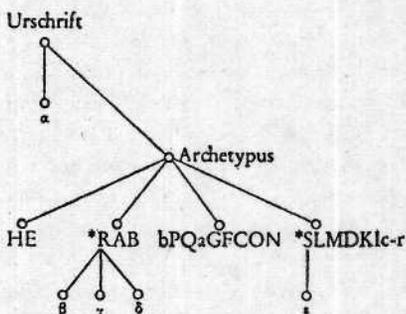
²⁴ Heilig in Schwarz (Hrsg.): Der Ackermann 137.

²⁵ E b e n d a. — Krogmann versteht die Bedeutung von „consolari“ nicht deponential sondern medial, was auf das Verlangen nach eigener Tröstung hinweisen würde. Den-

von einer Übersendung des Gewünschten (et que postulabatis ...²⁶), läßt es zumindest fraglich erscheinen, ob persönliches Schicksal des Autors ihn zum Schreiben veranlaßte.

Noch mehr aber fragt man sich bei der Lektüre des Briefes, ob denn damit der A, den wir heute besitzen, beschrieben sei. Gewiß: viele Stilmittel, die Johannes erwähnt, lassen sich bei ihm nachweisen²⁷, aber so ausschließlich ist das Werk nicht von ihnen beherrscht. Da ist viel von einer elementaren Emotionalität, die sich gar nicht in rhetorische Figuren kleiden läßt. Nicht die kühle Berechnung des Rhetors, des akademischen Schönredners, herrscht hier vor, sondern eine Direktheit des Empfindens, die auch ohne Formeln auskommt und daher viel unmittelbarer wirkt. Die Beschreibung, die Johannes gibt, träfe viel eher auf den Tk zu, der auf uns den Eindruck einer rhetorischen Übung macht. So stelle ich zunächst die Frage: ist der A, den Johannes von Tepl beschreibt, auch der A, den wir besitzen? Es liegen ja zwischen dem Brief (1404) und den ältesten erhaltenen Handschriften ca. 50 Jahre.

Wenden wir uns zunächst dem von der Germanistik erarbeiteten Stemma des A zu²⁸:



Die Frage ist, welche der beiden Fassungen — die Urschrift oder der Archetypus — das Werk Johannes' von Tepl sei, oder ob sie es beide sind. Noch für Krogmann (1963)²⁹ stand es außer Zweifel, daß es die Urschrift gewesen sein müsse. Die Tatsache, daß der Tk auch in den Passagen mit Todes- und Ackermann-Metaphorik viel ausführlicher ist als der A, was logischerweise auf das Vorhandensein eines ausführlicheren Urtexts hinweist, erklärt er durch „Aufschwemmung“ des A durch den Tk-Dichter. Er stößt sich auch nicht an dem Umstand, daß beim Tk auch in den „Ackermann-Passagen“ der Sinnzusammenhang oft logischer und überzeugender ist als im A. Der Archetypus ist nach Krogmann wesentlich nur durch wiederholtes Abschreiben der Urschrift verderbt und kann durch Vergleichung mit dem „aufgeschwemmten“ Tk korrigiert werden.

noch bleibt unbestritten, daß der Adressat den Dichter um Zusendung des Werks gebeten hat, was auf ein tiefgehendes Interesse seitens des Freundes hinweist.

²⁶ E b e n d a.

²⁷ Vgl. P i r c h a n.

²⁸ Nach K r o g m a n n 86.

²⁹ Zur Textkritik des „Ackermann“ S c h w a r z (Hrsg.) 424 f.

An dieser Auffassung rüttelte Hrubý³⁰, der das Vorhandensein einer wesentlich ausführlicheren Urschrift vermutete, ohne jedoch wegen seiner Vorstellung einer Quellenkreuzung zu den richtigen Folgerungen zu kommen. Das Vorhandensein eines wesentlich umfangreicheren Ur-Ackermann vermutet auch Rosenfeld³¹, der jedoch inkonsequent genug ist, noch von einer Aufschwemmung des Tk zu sprechen.

Nun zu seiner Theorie: Rosenfeld rechnet mit einer Entstehung des Ur-Ackermann um 1370, noch zu Lebzeiten Karls IV., und zwar auf der Grundlage eines Zitats aus dem Tk. An einer der Stellen mit Todesmetaphorik, die also einem Ur-Ackermann angehört haben muß, heißt es nach Rosenfeld: „Weshalb willst du denn glücklicher sein, daß wir dich mehr ehren als den Kaiser Julius oder den König Alexander oder den guten, wahrhaft guten Kaiser Karl, zur Zeit böhmischer König“³². Rosenfeld hat bei seinem Zitat offenbar nur eine von Hrubý übersetzte Stelle benutzt, der uns unterschlägt, wie es weitergeht. Hätte Rosenfeld Knieschek herangezogen, hätte ihm dessen deutsche Übersetzung gesagt, daß Kaiser Karl IV. zu dieser Zeit schon tot war: „Weshalb willst du denn glücklicher sein, damit wir dich mehr ehren als den Kaiser Julius oder den König Alexander (oder den guten, wahrhaft guten Kaiser Karl, in der Zeit böhmischer König), die trotz ihrer Macht unserem Netze und unserer Anfechtung dennoch nicht entgehen konnten“³³. Dabei hat auch Knieschek nicht gut übersetzt, denn im Original steht „w ty czassy“, also „in diesen Zeiten“, d. h. in den Zeiten, die wir noch erlebt haben. Mit „v ty časy“ will der A-Dichter offenbar nur den Gegensatz Antike und historische Gegenwart ausdrücken, also soviel wie „in unseren Tagen“, nicht „gegenwärtig“, was „v ten čas“ heißen müßte. Daß Karl IV. zur Zeit der Abfassung des Urtextes schon tot war, beweist der Nachsatz: „die trotz ihrer Macht unserem Netze und unserer Anfechtung nicht entgehen konnten“³⁴.

Rosenfeld wollte die ausführlichere Urfassung, auf der der Tk fußt, 1370 datieren, die Johannes von Tepl kurz nach seiner Heimkehr vom Studium in Paris verfaßt hätte. 1401 datiert er dann die ebenfalls von Johannes verfaßte gekürzte Neufassung als den Archetypus, auf den sich der Widmungsbrief beziehen solle.

Aufgrund der sachlichen Korrektur, die ich vornehme, komme ich mit der Datierung der Urfassung nach dem Tode Karls IV. wieder in die Nähe des Widmungsbriefs, und es gibt m. E. keinen ernsthaften Grund zu bezweifeln, daß das „Ackermannbüchlein“, das Johannes von Tepl seinem Freund in Prag schickte, der Urtext war. „Cum libello ackerman de novo dictato“ (mit dem neuerdings verfaßten) mag sich nicht auf einen schon vorhandenen Ur-Ackermann, sondern auf den in der Tat bereits häufig behandelten Stoff beziehen, und die ganze Art, wie der Ackermann-Dichter sein Werk beschreibt, läßt auf eine Neuschöpfung schließen.

³⁰ H r u b ý.

³¹ Johannes de Šitboř 112.

³² E b e n d a 115.

³³ Der Ackermann aus Böhmen. Hrsg. und mit dem tschechischen Gegenstück Tkadleček verglichen von Johann K n i e s c h e k. Prag 1877, S. 114.

³⁴ Auch Knieschek hat nicht ganz genau übersetzt. „osidlo“ sollte besser mit „Schlinge“, „Fallstrick“ wiedergegeben werden.

Das Betonen der rhetorischen Figuren in dem neuen Werk läßt ferner darauf schließen, daß diese Version auch die ausführliche „aufgeschwemmte“ war. Von ihr müßte ein Schüler des Johannes in einer rhetorischen Übungsarbeit, vielleicht als Auftragsarbeit für einen vom Unglück getroffenen Ludvík, eine tschechische Bearbeitung vorgenommen haben, die insofern noch nicht meisterhaft ist, als sie den Code der A-Todes-Allegorese nur unvollkommen durch den der Weber-Fortuna-Allegorese ersetzt.

Der A, den wir heute haben und der uns heute noch fasziniert, dürfte aber das Werk eines späteren genialen Dramaturgen gewesen sein, der in den 40er Jahren des 15. Jahrhunderts tätig war, der zusammenstrich und straffte und aus einem langatmigen akademischen Disput einen geschliffenen Theaterdialog machte. Erst dieser Archetyp wurde das erfolgreiche Volksbuch, das ca. ein Jahrhundert lang aktuell blieb. Wie sonst ließe es sich erklären, daß wir bis zum Ende der 40er Jahre keine Textüberlieferung haben und daß von 1449 an gleichsam eine Explosion stattfindet, die nur durch eine außergewöhnliche, plötzliche Popularität verstanden werden kann? Der übliche Erklärungsversuch: die Hussitenkriege hätten nicht nur den Urtext, sondern auch alles, was dazwischen liegt, vernichtet, überzeugt nicht, denn vor dem Ausbruch der Hussitenunruhen 1419, also innerhalb von fast zwei Jahrzehnten, hätte der Urtext schon längst die böhmischen Grenzen überschreiten können, um in Deutschland tradiert zu werden, wie dies ja nach 1449 tatsächlich geschah. Der große Exodus deutscher Professoren und Studenten nach Leipzig im Jahre 1409 wäre solch ein Anlaß gewesen, wenn es den A in seiner heutigen Form schon gegeben hätte.

Daß dieser A jedoch nicht ein Werk Johannes' von Tepl war, scheint das kurze Gedicht zu bestätigen, das uns in dem Hieronymus-Offizium der Stadt Eger aus der Feder des Johannes von Tepl erhalten ist⁸⁵. Nichts an diesem Gedicht verrät uns den genialen Autor des Streitgesprächs: Es ist unbeholfen, und man wird große Mühe haben, zwischen ihm und dem A überhaupt eine Verbindung herzustellen.

Wer jedoch der um 1440 tätige Dramaturg war, dem ich die Endfassung des A zuschreibe, werden wir vielleicht nie erfahren. Ob ihn persönliches Erleben zu seiner großartigen Textbearbeitung angeregt hat, ist eine der vielen offenen Fragen, die sich uns bei der Annahme seiner Autorschaft stellen. Um ihn zu identifizieren, haben wir nur zwei sehr problematische Quellen: 1. sein Werk, die Bearbeitung des A des Johannes von Tepl, und 2. die tschechische Bearbeitung des A. Beide Quellen erlauben uns Rückschlüsse auf den Urtext des A, und mit der Entstehungstheorie des A und des Tk sind wir, was die Rekonstruktion des Urtextes betrifft, eher am Anfang als am Ende.

Johannes von Tepl aber bliebe nach meinem Versuch, die Textentstehung zu erklären, noch immer im Gespräch als der philosophische Geist, der sowohl dem bedeutendsten Prosawerk der älteren deutschen Literatur als auch einem namhaften alttschechischen Denkmal das gedankliche Gerüst gab.

⁸⁵ Vgl. Krogmann 34—36 sowie Blaschka, A.: Ackermann-Epilog. MVGDDB 73 (1935) 73—87, ferner Schwarz (Hrsg.) 345—367.